



Unterhaltungsblatt

Illustriertes

Wöchentliche Beilage zur
Thorner Ostdeutschen Zeitung.
 Verlag der Buchdruckerei der Thorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.

1901. * № 37.

Ums Geld.

Roman von **Gustav Johannes Krauß.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Trotz dieser zur Schau getragenen Ruhe sah es in Eva übel genug aus. Mit jedem Tage von den angekündigten zwei Wochen, die nach der Injektion verfließen mußten, ehe die Wirkung sich zeigte, wurde sie aufgeregter und haltloser. Wird es wirken? Wird es nicht? Ihr graute vor dem einen wie vor dem anderen. Dabei sah sie sich Nacht für Nacht in jenes Hotelzimmer in Venedig zurückversetzt. Sie stand über den vom Weine heißen, von dem Schlafmittel betäubten Gatten gebeugt, hatte von seinem braunen faltigen Arm den Hemdärmel zurückgestreift und zog nun mit den Fingerspitzen der linken Hand die Haut von dem Arm in die Höhe, während sie mit der rechten die nadel-scharfe kleine Spritze einstach. Sie fühlte den Widerstand der Haut gegen das Eindringen des fremden Körpers und hielt zusammenfassend inne. Aber da stand rechts von ihr Walter Brunner, sah sie zärtlich an und raunte: „Thu's! Thu's! Du thust es ja für mich!“ Und links lehnte Doktor Verghini am Tische, der hatte die rechte Hand mit schauspielerhafter Gebärde unter die Rocklappe geschoben und deklamierte: „Die Menschheit wird unschätzbaren Vorteil davon haben, daß wir uns fanden und uns verständig haben.“

Aus solchen Träumen erwachte Eva immer in kalten Schweiß gebadet und mit rasend hämmerndem Herzen.

„Nur nicht verrückt werden!“ stöhnte sie in die Kissen. „Nur nicht verrückt werden! Dieser

verrückte Mensch mit seiner Teufelskunst! Hätt' ich ihn nie gesehen!“ —

Am Morgen des fünfzehnten Tages klagte Hohenberger über Fieber.

In Eva ging sofort eine sonderbare Veränderung vor. Sie hatte die letzte Nacht überhaupt kein Auge zugehan und nicht geglaubt, daß sie mit gesunden Sinnen das Morgenrot erleben werde. Und jetzt war plötzlich tiefe, wohlige, freudige Ruhe in ihr. So war es doch nicht die Neue gewesen, die sie gequält hatte, sondern nur die Ungewißheit. Sie atmete auf. Jetzt, da sie gethan hatte, was nicht mehr rückgängig zu machen war, knapp vor dem Ziele von der Gewissensangst angefallen zu werden — es wäre zu schrecklich gewesen.

Sie hatte es in den letzten anderthalb Jahren zu solcher Meisterschaft in der Kunst sich zu verstellen gebracht, daß sich ihr wie von selbst die

heuchelt hatte, spielte sie jetzt die besorgte Gattin und schickte sofort nach dem Hausarzt.

Der alte Herr kam, untersuchte den Patienten, schrieb ein Rezept auf und nahm dann Eva auf die Seite.

„Gnädige Frau, es scheint da ein Lungenleiden im Anzug zu sein. Bestimmtes läßt sich freilich noch nicht sagen. Aber wir haben einen strengen Winter dies Jahr. Das beste ist, Sie gehen sofort mit ihm nach der Riviera.“

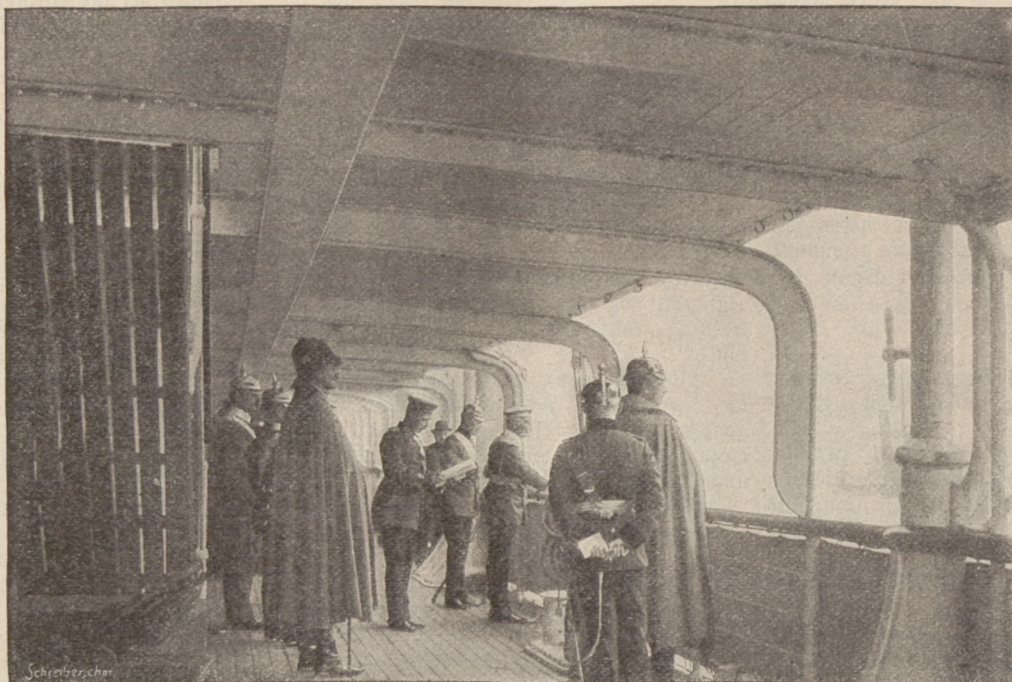
Eva nahm die Eröffnung innerlich ganz ruhig auf. Natürlich kam ein Lungenleiden, es mußte ja kommen! Dabei legte sie aber äußerlich solche Verzweiflung, solches Entsetzen an den Tag, daß selbst der erfahrene Menschenkenner, den sein Beruf gegen klägliche Gebärden und Thränengüsse völlig abgehärtet hatte, sich irre machen ließ, eine Menge Trostgründe an die Weinende verschwendete und sich endlich kopfschüttelnd entfernte. Wer hätte gedacht, daß diese junge schöne Frau an dem grämlichen Alten so hängen könnte.

Eva überlegte indessen, ob sie dem Kranken die Diagnose des Medizinalrats mitteilen sollte. Sie entschied sich dafür, es zu thun, und ging sofort zu ihrem Manne.

„Was hat er gesagt?“ fragte Hohenberger neugierig, so wie er ihrer ansichtig wurde. Und betreten fügte er hinzu: „Du hast geweint?“

Da warf sich Eva ausschließend neben seinem Bette in die Kniee. „Er — er hat gesagt — du — du bist — Lungenkrank! Wir — sollen — an die — die Riviera.“

Hohenberger fuhr wütend auf. „Dieses niederträchtige Gefindel!“ zeterte er. „Wenn einer eine Frau hat, die ein paar Jahr jünger ist als er, wollen sie ihn immer gleich zum



Graf v. Waldersee an Bord des Reichspostdampfers „Gera“ während der Einfahrt in den Hamburger Hafen. (S. 294)
 Nach einer Photographie von Joh. Georg Siehl in Bremerhaven.

Krüppel machen vor ihr. Lungenkrank! So ein Unsinn! In meiner ganzen Familie war keiner lungenkrank. Und an die Riviera geh' ich nicht! Bin froh, daß ich wieder in Wien bin. Sehehe, wir kennen den Schwindel! Die Herren Aerzte da und dort stecken unter einer Decken. Wenn einer ein bißel Geld hat, wird er immer gleich wohin geschickt, damit die Beutelschneider dort auch was verdienen. Ein armer Teufel bleibt z' Haus und wird g'schwin-der g'sund. Auf den Leim geht der Rudi Hohenberger mit — nein, nein, das giebt's bei uns nit! — Weiberl, Everl, Herzerl, Schayerl ... geh, wein' doch nit so! Schau, es freut mich ja, daß du mi' so gern hast, aber ... wenn ich ... wenn ich dich so weinen seh' ... dich ... ich muß wirklich selber ... selber ... mit ... mitflennen ...

Drei Monate später war Rudolf Hohenberger tot. An die Riviera war er richtig nicht gegangen, sondern in Wien, in seinem „Taubenschlag“ geblieben. Der prunkvolle Leichenzug brachte halb Wien auf die Beine, und alles wunderte sich über die arme Frau, die zwar ein ganz unerhörtes Glück gemacht hatte, sie erbte ja über sechs Millionen, die aber so fürchterlich weinte.

„Glauben S', daß die Thränen echt sind?“ fragte man sich da und dort im Schwarme der Gaffer, und die Antwort lautete:

„G'wiß auch noch! So kann niemand Theater spielen. Höchstens die Wolter.“

Nur einer, ein alter Mann, der sich aber noch stramm hielt wie ein Soldat, glaubte nicht an die Echtheit dieser Thränen. Er ging neben seiner Tochter hinter dem Sarge, stützte sie, die dem Zusammensinken nahe war, und sah grimmig vor sich hin. Es war doch nur Komödie. Und seine Tochter war es, die diese unwürdige Komödie spielte. Aus reiner Liebhaberei. Sie war ja gar nicht mehr nötig. Und er, der in Ehren ergraute Christian Rauscher, mußte neben der Komödiantin eine Statistenrolle spielen. Pui Teufel!

Der alte Mann war der einzige, der Eva richtig beurteilte. Alle anderen glaubten an ihre Verzweiflung und waren erschüttert, sogar Fanny. Diese, die doch am besten wissen mußte, wie die Sache stand, erklärte sich die völlige Gebrochenheit der Schwester durch die Neue über ihre anfängliche Lieblosigkeit gegen den Dahingeschiedenen.

Fanny glaubte an diese Neue, weil sie am Sterbebette Hohenbergers gestanden hatte. Er war so schön gestorben. Er hatte Eva um Verzeihung gebeten dafür, daß er sie an sich gekettet und ihr dann das Leben neben ihm verbittert habe, hatte ihr alles Gute gewünscht, vor allem einen braven, tüchtigen Mann, und war dann mit dem Ausrufe verschieden: „Ah ... Adieu, Everl. Ich — hab' dich — ja — so — gern — g'habt.“

Durch den Eindruck dieser Sterbeszene war Evas Neue ganz wohl zu erklären, meinte Fanny.

Sie verständigte sich mit Franz in aller Eile dahin, daß er schon gehen müsse, bis zum nächsten Mittag mit dem kleinen Christian und sich selbst allein fertig zu werden. Sie wolle bei der Eva bleiben. An der Mutter habe die Arme doch weder eine rechte Stütze noch die geeignete Aussprache, deren sie doch offenbar gar sehr bedürftig sei. Der gutmütige Mann, dem der Anblick seiner einstigen Braut in ihrer Witwenrauer doppelt naheging, war mit allem einverstanden und fuhr vom Kirchhofe direkt nach Hause, um den Kleinen nicht allzu lange den Händen der Nachbarin überlassen zu müssen. Mit den übrigen Mitgliedern der Familie kam Fanny überein, daß man sie allein mit Eva nach Hause fahren lassen solle. Ihr war ja

vor allem Ruhe vonnöten, das sah jeder ein, und zu dieser Beruhigung ließ sie die teilnahmvolteste Umgebung vielleicht am wenigsten kommen.

Während der Heimfahrt lag Eva mit geschlossenen Augen in ihrer Wagnede und redete kein Wort. Nach den fürchterlichen Ausbrüchen ihres Schmerzes schien jetzt die Abspannung über sie gekommen zu sein.

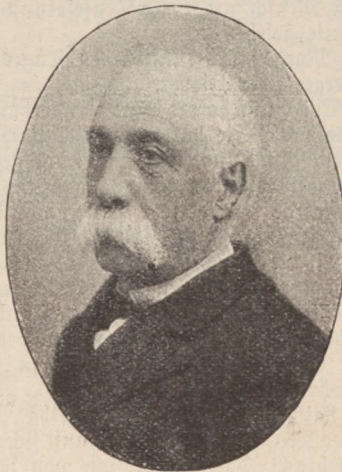
Um so mehr war Fanny erstaunt, als ihr Eva, sowie sie bei ihr zu Hause angekommen waren und allein in ihrem Boudoir saßen, um den Hals fiel und freudestrahlend ihr zuflüsterte: „Endlich!“

Fanny wurde von solchem Grauen erfaßt, daß sie sich der Umarmung mit einem Ruck entzog.

„Weißt du, Eva — alles was recht ist! Aber wie man sich über den Tod eines Menschen freuen kann ...“

„Dieser Tod ist doch eine Erlösung,“ antwortete Eva ruhig. „Für ihn selbst, für mich und für euch, die ihr immer in der Angst lebtet, ich könnte eine Dummheit oder gar ein Verbrechen begehen. Gesteh es nur, Fanny!“

Fanny nickte. „Ich wenigstens hab' diese



Francesco Crispi †. (S. 294)

Angst gehabt,“ gab sie zu. „Aber trotzdem ... der Tod ist etwas so Grauenhaftes!“

„Für mich nicht,“ sagte Eva nachdenklich.

„Er war der erste Mensch, den ich hab' sterben sehen, aber ich müßte lügen, wenn ich behaupten wollte, daß mir die Sache nahe ging. Ein wenig Frösteln in den Adern, das war alles. Ich glaubte einfach nicht daran, daß er, der da lebendig vor mir lag, wirklich sterben könnte. Und wie er dann so kalt und stumm und starr dagelegen ist, hab' ich nicht mehr geglaubt, daß diese tote Masse jemals wirklich lebendig gewesen ist, so lebendig, wie ich mich fühle.“

„Vielleicht kann man so empfinden wie du,“ antwortete Fanny nicht ohne Schärfe, „das weiß ich nit. Aber wenn du so empfindest, wozu dann das ganze Wesen an seinem Sarge und draußen vor der Gruft? Woher diese Weinkrämpfe, das Aufschreien und Sichwinden? Das war dann alles nit echt?“

Eva senkte den Kopf. „Ich weiß nicht, was das is mit mir seit einiger Zeit,“ sagte sie. „Es kommt da auf einmal was über mich und heißt mich dies und das thun, so und so mich benehmen — ganz anders, als mir wirklich ums Herz ist. Und da hilfst kein Sichwehren. Ich muß einfach, es zwingt mich. Gerade heute! — Mir war das alles, was ich getrieben hab', und wobei ich innerlich ganz ruhig blieb, selber widerwärtig. Außerdem hab' ich's für dumm gefunden. So viel Schmerz um den Hohenberger — das glaubt

dir doch keiner, habe ich mir gesagt. Aber es hat nichts geholfen, die Thränen haben sich nicht zurückhalten lassen, ich hab' schreien und mich winden müssen. Aus meinem Herzen ist der Zwang nicht gekommen, da war alles ruhig und eher fröhlich als traurig. Woher er gekommen ist, weiß ich nicht, aber es war ein Zwang, dem ich nicht hab' widerstehen können, so sehr ich mich zusammengenommen hab'.“

Die Schwestern versuchten dann, von anderen Dingen zu plaudern, aber es ging nicht. Fanny war zu verstört.

Eva bemerkte es und sagte endlich zu ihr: „Geh nach Haus, Liebe. Du bangst dich um Mann und Kind. Und vor mir und meinem verrückten Wesen fürchtest du dich beinahe, das seh' ich.“

„Aber Eva!“ verwahrte sich Fanny, freilich ein wenig unsicher.

„Gieb's nur zu,“ antwortete Eva mit eigen- tümlichem Lächeln. „Es wär' ein Wunder, wenn's anders wär'. Graut mir ja jetzt vor mir selber manchmal. Und hier behalt' ich dich nicht. Du hast bei mir bleiben wollen, weil du gemeint hast, ich brauche dich. Das war sehr schön und lieb von dir. Du siehst aber jetzt, wie ruhig ich bin, und kannst ohne Sorge dorthin gehen, wohin du gehörst. Eine Frau und Mutter soll ohne Not keine Nacht außer Hause bleiben.“

Franz wunderte sich ein wenig, als an diesem Abend Fanny doch noch nach Hause kam. Aber sie war so schweigsam und in sich gekehrt, daß sie in ihm eine unbestimmte Furcht vor etwas Schrecklichem, das irgendwie bevorstand, rege machte. Er fragte jedoch nicht. Wenn sie ihm etwas zu sagen hatte, sprach sie schon von selbst.

Sie sprach aber nicht. Nur als sie im Bette lagen, und er sie längst eingeschlafen glaubte, murmelte sie wie aus dem Halbschlaf: „Ich glaub', die Eva wird noch verrückt.“

25.

Die verwitwete Frau Hohenberger rechte- fertigte diese Befürchtung ihrer Schwester in nichts. Die unzähligen Leute, welche die Gelegen- heit, unter dem Vorwande eines Beileid- besuches bei ihr einzudringen benutzten, waren ganz hingerissen von ihr und rühmten aller- orten die berückende Schönheit dieser Frau, die in der düsteren Witwenkleidung an den vollen Mond erinnere, wenn er zwischen schwarzen Wetterwolken steht, und die vornehme Sicher- heit, mit der sie an der Seite ihrer Gesell- schafterin die vielen Besuche ihr oft ganz frem- der Leute empfangen. Der Selbige war ein Schlaupfropf gewesen, daß er diese Perle trotz der unscheinbaren Fassung, in der er sie entdeckte, erkannt und an sich genommen hatte. Den Gewinn von dieser Schlaupfropf hatte freilich der Glückliche, der von der Schönen würdig be- funden würde, der Nachfolger Hohenbergers zu werden. Der bekam die Perle in der reichen Fassung, die das Vermögen des Toten ihr ver- lieh.

Um diesen großen Preis entwickelte sich ein scharfes Rennen. Am Tage nach der Beer- digung ihres Mannes liefen schon zwei schrift- liche Heiratsanträge bei Eva ein, und die Zahl dieser Schreiben mehrte sich von Tag zu Tag, um zur Lawine anzuschwellen, als das Testa- ment eröffnet, klar und einwandfrei besunden und der gesamte Nachlaß des Verstorbenen der Witwe zugesprochen wurde, die nur einige un- bedeutende Legate auszuzahlen hatte.

Eva warf alle die Liebeserklärungen, es waren solche von hochadeligen Herren darunter, in den Papierkorb. Sie dachte nur an einen, der es verstand, sich ihr unter dem Vor- wande einer Beileidsbezeugung zu nähern, der sie vielleicht längst vergessen hatte. Sie hatten

sich ja kaum kennen gelernt. Sie aber dachte an ihn Tag und Nacht. Vielleicht weil er Franz Neumeier so ähnlich sah.

Sie begegnete Walter Brunner eines Tages, als sie gerade aus dem Postamt trat, in dem sie ein Paket mit der Adresse „Herrn Doktor Paolo Verghini, Triest, Hotel Aquila nera“ aufgegeben hatte.

„Warum haben Sie sich denn noch gar nicht sehen lassen?“ fragte Eva nach der ersten Begrüßung mit ihrem berückendsten Lächeln.

„Ich weiß es selbst nicht ...“ begann der Maler zögernd. Dann fuhr er in entschlossenem Tone fort: „Als Kondolierender wollte ich nicht kommen, um es rund heraus zu sagen. Und anders ... das schob ich bis später auf.“

„Sie haben recht,“ antwortete Eva. „Diese Beileidsformeln sind eine Lüge. Und gar in meinem Falle, in dem der große Altersunterschied zwischen dem Toten und mir es erklärt, wenn ich von seinem Hinzutritt zwar tief erschüttet wurde, aber ihm nicht so nachtrauern kann, wie sonst wohl eine Witwe um ihren Mann trauert.“

Der Künstler sah ein wenig erstaunt in das schöne Gesicht, das aus der schwarzen Umrahmung des Trauerschleiers so rosig und lebensfroh hervorleuchtete. Dann ärgerte er sich über sein eigenes Erstaunen. Hatte er Eva nicht immer für eine außerordentliche Frau gehalten? Und war es ein Wunder, wenn eine solche auch ungewöhnlich offen aussprach, was eine andere in ihrem Falle bloß im stillen gedacht hätte?

„Da werden Ihnen die Rücksichten, die dieses Gewand Ihnen auferlegt, wohl bald schwerlich fallen,“ antwortete er. „Und legen Sie es vorzeitig ab, so schimpft der Spießbürger. Wahrscheinlich werden Sie reisen?“



Ernst Matthias v. Köller,
der neue Staatssekretär
für Elsass-Lothringen. (S. 294)
Nach einer Photographie
von G. J. Koch, Hofphotograph
in Schleswig.

Eva schüttelte den Kopf. „Ich bleib' in Wien,“ sagte sie in besonderem Tone. „Ich habe meine Angehörigen hier — und ich habe gute Werke zu thun.“

„Gute Werke?“
Es klang so verwundert, daß Eva lächeln mußte. „Wie kann man ein Künstler sein und so schwerfällig von Begriffen! Oder sollte bloß Ihr Gedächtnis kurz sein? Erinnern Sie sich nicht mehr an das, was Sie mir in Christiania gesagt haben? — Und einem jungen Künstler zum Ruhme zu helfen, halt' ich schon für ein gutes Werk.“

Eva sah mit innerer Befriedigung, wie Walter Brunner vor Freude rot wurde, und seine blauen Augen aufleuchteten. „Gnädige Frau, Sie wollen also wirklich ...?“

Eva nickte feierlich. „Gewiß. Ich hab's ja versprochen, und ich halte Wort. Auch ist jetzt, da ich so zurückgezogen leben muß, die beste Zeit dazu.“

„Wenn wir nicht auf offener Straße wären, würde ich Ihnen zu Füßen fallen vor Dankbarkeit!“ rief der junge Mann begeistert.

Die schöne Frau antwortete lächelnd: „Kommen Sie morgen zu mir, da können Sie das nachholen und dann besprechen wir das Nähere. Für jetzt aber adieu. Wir sehen schon lange genug hier auf der Straße.“

Sie reichte dem Maler die Hand, die er ehrerbietig an seine Lippen zog, winkte dann einem vorbeifahrenden Fiaker, stieg ein und rollte davon, ihrer Wohnung entgegen.

Walter stand und sah ihr mit leuchtenden Augen nach. „Ein herrliches Weib!“ murmelte er. „Herrgott, wird das ein Bild!“

Sowie Eva nach Hause gekommen war, ließ sie den Tapezierer kommen und wies ihn an, das große Hinterzimmer der Wohnung, das Nordlicht hatte, zu einem Atelier umzugestalten. Stoffe, Teppiche, und was er sonst gebrauche, solle er für ihre Rechnung einem beliebigen Geschäfte entnehmen und am Preise nicht knausern. Die Umwandlung müsse aber heute abend noch vollendet sein.

Evas Gesellschafterin, ein stilles Geschöpf mit ein wenig schüchternen Augen, hatte verwundert zugehört, wie ihre Herrin dem Manne die Weisungen zur Einrichtung des Zimmers erteilte. Als der Handwerker ging, fragte sie: „Wollen gnädige Frau malen lernen?“

Eva nickte mit fröhlicher Miene. „Bleibt leicht. Zunächst einmal will ich mich malen lassen.“

„In diesem schwarzen Kleide?“
„Natürlich nicht!“ ergänzte Eva ein wenig unmutig. „Das Bild soll ja länger dauern als das Trauerjahr. Und da wird es, denke ich, keine zu große Sünde sein, wenn ich für die Sitzungen die Trauer ablege. — Kommen Sie, Fräulein,“ fuhr sie milder fort, „wir wollen unter meiner Garderobe nachsehen, ob sich etwas Geeignetes findet.“

Nach langem Wählen entschied sich Eva für ein Ballkleid aus weißer Seide, das sie mit ihrer Ausstattung erhalten, aber noch nie benutzt hatte. Sie zog es zur Probe an, band das Perlenhalsband um, das erste Geschenk Hohenbergers, und besah sich mit zufriedener Miene im Spiegel.

„Was meinen Sie, Fräulein,“ fragte sie die Gesellschafterin, „sehe ich so gut genug aus, um mich verewigen zu lassen?“

„Wie eine Königin!“ antwortete das Mädchen in bewunderndem Tone.

Eva antwortete nicht, sondern sah wieder in den Spiegel. Und sie fand, daß ihre Gesellschafterin recht hatte. Sie sah wirklich aus wie eine Königin, oder besser wie eine königliche Jungfrau.

„Was er wohl für Augen machen wird, wenn er mich so zum erstenmal sieht!“ dachte sie und lächelte ihrem Spiegelbild stolz und glücklich entgegen.

Als Walter Brunner am nächsten Tage kam, empfing ihn Eva im Salon wie jeden anderen Besucher. Aber sie ließ ihn dort nicht sich niedersetzen.

„Kommen Sie erst, Herr Brunner,“ sagte sie geheimnisvoll. „Ich muß Ihnen etwas zeigen“



Freiherr v. Wilmowski,
der neue Oberpräsident
von Schleswig-Holstein. (S. 294)
Nach einer Photographie von
Völscher & Petzsch,
Hofphotographen in Berlin.



Aus dem Festspiel anlässlich der Vierjahrhundertfeier in Schaffhausen: Abschluß des „ewigen Bundes“ zwischen Schaffhausen und der Eidgenossenschaft. (S. 294)
Nach einer Photographie von Wwe. Koch in Schaffhausen.

Neugierig folgte er ihr durch einige Zimmer, bis er in ein Gemach trat, bei dessen Anblick er erstaunt ausrief: „Aber das ist ja ein wirkliches Atelier? Malen Sie denn, gnädige Frau? Ich sehe freilich keine Bilder. Bloß eine einzige leere Staffelei . . .“

„Vorderhand male ich noch nicht,“ antwortete Eva heiter. „Dieses Atelier ist von gestern auf heute zurecht gemacht worden, damit Sie auf die leere Staffelei mein Bild stellen können.“

Dem Maler rann es heiß über die Haut, so sah sie ihn bei diesen Worten an. In seiner Verlegenheit, wie er auf so viele Güte antworten sollte, schwieg er und neigte sich nur

über Evas schöne Hand, um sie dankbar zu küssen.

Er ahnte nicht, wie sehr er durch diese Verwandlung von Schüchternheit in Evas Augen gewann. Noch nie hatte er sie so sehr an Franz Neumeier erinnert wie in diesem Augenblicke. Würde er, der jenem so sehr ähnlich war, ihm auch darin gleichen, daß er sie liebte?

Sie schüttelte den leisen Zweifel mit einer stolzen Bewegung ab. Welche Thorheit! Ein Mann, von dem sie sich lieben lassen wollte, liebte sie auch. Er mußte sie lieben.

Sie begann mit Brunner ein leichtes Gespräch, in dessen Verlaufe beschlossen wurde, daß an dem Bilde täglich zwei Stunden ge-

malt werden und morgen die erste Sitzung sein sollte. Dann entließ sie ihren Besuch in der huldvollsten Weise.

Er hatte schon geraume Weile die Thür hinter sich geschlossen, und Eva stand noch inmitten des Ateliers und sah mit träumerischem Lächeln vor sich hin. Dann strich sie sich langsam mit der Hand über die Stirn und ging hinüber in den Salon, wo sie ihre Gesellschafterin noch genau so über den Sticksrahmen gebeugt vorfand, wie sie sie vor zwanzig Minuten verlassen hatte.

„Haben Sie die Güte,“ sagte sie zu ihr, „anspannen zu lassen und sich dann fertig zu machen. Wir fahren zu meiner Schwester.“ —



Rennen in Dar-es-Salaam. (S. 294)

Franz, der seinen dienstfreien Tag hatte, saß mit Fanny gerade bei Tische, als Eva ankam. Sie sah ihm scharf in das freundliche, hübsche Gesicht, um ihn mit Walter, wie sie den Maler in Gedanken schon nannte, zu vergleichen, wie sie vor einer halben Stunde den Künstler mit Franz verglichen hatte. Dann wandte sie sich zu Fanny.

„Was giebt's denn heute Gutes?“ fragte sie. „Gefelchtes mit Kraut? Ich bitte auch um einen Teller. Ich habe das schon so lang nicht mehr gegessen.“

„Da bedauere ich dich aber von Herzen,“ sagte Franz behaglich. „Austern und Lachs sind zwar auch nicht ohne, aber ich glaub', man entbehrt's leichter wie das G'felchte.“

Fanny hatte inzwischen für Eva und die Gesellschafterin, die wohl oder übel mitessen mußte, da ihre Herrin es that, Gedecke aufgelegt. Eva legte sich von dem einfachen Ge-

richt tüchtig vor und sagte dann nach dem ersten Bissen: „Wißt ihr, Kinder, warum ich so rücksichtslos bin und euch euer Mittagessen halbiere, so daß ihr hungrig aufstehen werdet?“

„Vom Hungrigbleiben ist keine Rede!“ protestierte Fanny.

Franz ergänzte lachend: „Weil bei uns mittags für zwei Mahlzeiten gekocht wird, damit man das Essen abends nur aufzuwärmen braucht. Aber wenn das G'felchte bei dir eine besondere Bedeutung hat, Eva, heraus damit.“

„Ich hab' mir vorg'stellt,“ sagte Eva, „wenn ich so mit euch bei Tisch sitze und esse, was es zu Haus so oft gegeben hat, würde mir ganz so zu Mut werden, als wär' ich wieder als Mädchen zu Haus bei meinen Eltern und dürfte mein Leben frisch von vorne anfangen. Und es ist richtig so. Wenn jetzt einer plötzlich ins Zimmer hereinriefe: „Frau Hohenberger!“ ich glaub', ich würde mich gar

nicht gleich umschauen, so sehr fühl' ich mich als Eva Rauscher.“

Fanny sah die Schwester prüfend an. Was hatte die heute nur? Es bebte und vibrierte etwas in ihrem ganzen Wesen, aber sie sah dabei glücklich aus. Sobald sich die Gelegenheit bot, zog die junge Frau Eva ins Nebenzimmer.

„Jetzt beicht'!“ sagte sie.

Eva drückte die Hand der Schwester, als wolle sie ihr die Finger brechen. „Er war heute da!“ flüsterte sie, und ihre Augen leuchteten. „Und von morgen an sind wir täglich ein paar Stunden beisammen. Er wird mich malen.“

Jetzt verstand Fanny erst und sagte: „Ah so — der Brunner?“

„Natürlich,“ antwortete Eva, ungehalten darüber, daß die Schwester nicht sofort gewußt hatte, von wem sie sprach. „Wer denn sonst?“

„Sei nur nicht so aufgeregt!“ antwortete Fanny. „Das kann ich doch nicht so auf das erste Wort gleich wissen. Also malen läßt du dich! Nun, und ...?“

„Und? — Und?“ ahnte Eva ihr nach. „Uno ich bin glücklich. Stell dir vor: die Frau eines Künstlers, und reich! Das ist's ja, was ich geträumt' hab', das ist das schöne, große,

wirklich vornehme Leben. Und ich lieb' ihn! Ich lieb' ihn!“

„Ich wünsch' dir von Herzen alles Gute!“ sagte Fanny warm. „Hast du aber dein



Wie viel Uhr ist es? (S. 294)

Glück so sicher? Weißt du, daß er auch dich liebt?“

Eva lächelte siegesbewußt. „Wahrscheinlich noch nicht. Er ist einer von den Stolzigen. Mein Geld hindert ihn, sich in mich so ohne weiteres zu verlieben. Und dann ist er ein

Künstler, und die hängen an ihrer Freiheit. Er wird sich mächtig wehren. Aber er wird mich doch lieben. Er wird einfach müssen. Ich lasse mich nicht umsonst von ihm malen.“

Fanny war im Innern etwas verblüfft über diese Art, mit den Menschen, zumal mit einem

Manne, umzuspringen. Aber Eva ließ ihr nicht Zeit, einen Einwand auszusprechen. Sie fiel ihr um den Hals und küßte sie stürmisch.

„Ich bin so glücklich, Fanny! Wie neu- geboren! Aber in den engen Zimmern halt' ich's heut' nicht aus. Der Wagen steht unten,

dein Mann hat frei — wir fahren alle zusammen hinaus nach Weidling am Bach. Christel geht natürlich mit. Und da wollen wir uns freuen, freuen, freuen!"

Während Eva in dem idyllischen Walddörfchen im Kreise lieber Menschen plauderte und ihren rosenroten Hoffnungen nachhing, schritt Walter Brunner, der Mann, um den diese Hoffnungen sich drehten, in seinem Atelier unruhig auf und ab.

Vor seiner lebhaften Phantasie stand Eva in ihrer stolzen, holden Schönheit so lebhaftig, so klar und deutlich, daß er sie aus dem Gedächtnisse hätte malen können. Aber während der Künstler in ihm sich der Schönheit dieser Erscheinung freute und danach zitterte, sie nachschaffen zu dürfen, rang der Mensch einen schweren Kampf.

Er hatte ihre Freundlichkeit richtig verstanden. Sie mißzuverstehen war ja nicht möglich, die Unterredung gestern, heute die Ueber-raschung mit dem Atelier und vor allem jener jenseitige Blick — was ging's ihn an, wenn sie mit ihm kokettierte, wenn sie ihn selbst lieben sollte? Ähnliches war ihm öfter wider-fahren; er hatte sich's gefallen lassen, bis das Bild fertig war, und lachte. Aber was waren diese anderen Weiber alle gegen Eva Hohen-berger! Was ihm zehnmal gelungen war, kühl zu bleiben, ruhig und besonnen, wie das Herz des Bildners sein muß, das all sein Feuer an die Augen und die Hand abgibt, würde er es auch hier fertig bringen?

Er glaubte es nicht — Eva war zu be-rückend schön, unheimlich schön. Ja, unheim-lich war sie für ihn — das war das richtige Wort.

(Fortsetzung folgt.)

mowski, Wirklicher Geheimer Oberregierungs-rat und Chef der Reichskanzlei. Er ist der Sohn des bekannten Kabinettschefs Kaiser Wilhelms I. und steht im 52. Lebensjahre. — In der alten Rhein-stadt **Schaffhausen** hat kürzlich die vierhundertjährige Gedenkfeier ihres Eintritts in die Schweizer Eid-genossenschaft stattgefunden, die in der Aufführung eines **Feihspiels** gipfelte, das in seinem dritten Akt den **Abschluß des „ewigen Bundes“** zwischen **Schaffhausen** und der **Eidgenossenschaft** veranschau-licht. Die Bühne war unter freiem Himmel er-richtet, gewaltige Massen bewegten sich darauf, denn die Zahl der Mitspielenden betrug über 1200 Per-sonen, während der ersten Aufführung wohl 13,000 Zu-schauer bewohnten. Die Kosten für Kostüme und Dekorationen betrugen 87,000 Franken.

Ein Rennen in Dar-es-Salaam.

(Mit Bild auf Seite 292.)

Unser interessantes Bild versetzt den Leser nach dem deutsch-ostafrikanischen Küstenorte Dar-es-Sa-laam. Die deutschen Beamten und Offiziere ver-anstalten, um die Eintönigkeit des Dienstes auf an-gehme Weise zu unterbrechen, von Zeit zu Zeit Pferde- und Gselrennen. An den letzteren dürfen auch Eingeborene mit ihren kleinen Grautieren teil-nehmen, und der Eifer der schwarzen Burschen führt stets zu den ergößlichsten Szenen.

Wie viel Uhr ist es?

(Mit Bild auf Seite 293.)

Es ist eigentlich unverschämt, am 25. des Monats einen Studenten, auch wenn er noch so stolz daher-kommt, nach der Uhr zu fragen, aber der kleine Otto, der von den Bedrängnissen dieses Daseins noch keine Ahnung hat, thut es in seiner Unschuld dennoch. Da zieht der Bruder Studio lächelnd seinen an die Kette gelegten Hausschlüssel aus der Westentasche. Der erstaunte Otto kann sich das nicht erklären. Davon, daß der bewunderte Herr Student seine Uhr im Pfandhause versetzt hat, ahnt ja glücklicherweise sein Kindergemüt nichts.

Seridah-Banums Taschengeld.

Bilder aus dem türkischen Haremsleben.

Von **Pinko Borir**.

(Nachdruck verboten.)

Hamil Efendi war seit fünfzehn Jahren bei der türkischen Gesandtschaft in Rom als Sekretär angestellt. Er stammte aus einer alten türki-schen Beamtenfamilie, und sein Vater nahm den Rang eines Paschas ein. Dem Sohne stand mit Sicherheit eine glänzende Laufbahn bevor. Schon sein Vater hatte zu den Reformtürken gehört und stand infolgedessen bei dem dama-ligen Sultan Abdul Afis, der selbst Reformen sehr zugethan war, in großer Achtung.

Auch Hamil Efendi gehörte zu den einsichts-vollen Leuten, welche sich sagten, daß die Türkei dringend neuer Einrichtungen bedürfte, wenn sie nicht an Altersschwäche zu Grunde gehen sollte. Einen Beweis für seine Gesinnung gab er da-durch, daß er sich in Rom mit einer Christin, der Tochter des italienischen Majors Zemboni, vermählte.

Die Zembonis waren eine sehr angesehene Familie, aber gänzlich verarmt. Sie lebten aus-schließlich von der Gage, die der Vater als Major bezog. Das Ehepaar besaß zahlreiche Kinder, und auch in Italien pflegten die Töchter mittelloser Eltern höherer Stände schwer unter die Haube zu kommen. Hamil Efendi war ein lebenswürdiger junger Mann von ansehnlichem und angenehmem Äußeren. Er hatte schon einige Jahre in Paris gelebt und dort europäischen Schliß erhalten. Als er sich um Marietta Zem-boni bewarb, gefiel er dem jungen Mädchen sehr gut, und seine Verliebtheit war unzweifel-haft echt, denn Marietta war eine wirkliche Schönheit. Außerdem war sie klug, geistreich und sehr gebildet. Die Eheschließung mit dem türkischen Efendi war für die Italienerin außer-dem ein Stück Romantik, die für ein junges Mädchen ja immer etwas Verlockendes hat.

Sie wurde auf dem Standesamt in Rom mit Hamil Efendi verheiratet und ging bald darauf mit ihm nach Konstantinopel, wo auch nach türkischem Ritus die Verehelichung des jungen Paares stattfand. Die Italienerin über-legte, daß sie als Frau eines Efendis, der Aus-sicht hatte, vielleicht bis zum Range eines Groß-veziers aufzusteigen, nur schwer Christin bleiben könne. Sie wußte dagegen, daß ihr Uebertritt zum Islam dem Gatten großen Nutzen bringen würde. blieb sie Christin, so waren diejenigen Würdenträger der Türkei, die zu den sogenannten Alttürken gehörten, die natürlichen Feinde Hamil Efendis, und es ist in der Türkei wie überall nicht gut, Feinde zu haben, wenn man vorwärts kommen will. Marietta trat deswegen in der That zum Islam über, wodurch die Alttürken vollständig mit der Heirat versöhnt wurden. Sie erhielt den Namen Feridah beim Uebertritt und hieß nun: Feridah-Hanum — Hanum ist näm-lich der Titel der verheirateten türkischen Frauen.

Am 4. Juni 1876 wurde Abdul Afis infolge einer Palastrevolution ermordet, und ihm folgte für wenige Monate sein geisteschwacher Bruder Murad V. Nachdem dieser durch die türkischen Würdenträger abgesetzt worden war, kam der jetzt regierende Sultan Abdul Hamid II. auf den Thron. Dieser ist heute noch ein sehr streng-gläubiger Kalif, und die frommen Türken, die Geistesfreiheit, die Alttürken erhielten unter seiner Regierung bald die Oberhand. Wie in der Türkei selbstverständlich, wurden die Günstlinge des Vor-gängers beim Regierungsantritt des neuen Sul-tans aus ihren Ämtern entfernt, verbannt, ja zum Teil hingerichtet.

Den Vater Hamil Efendis traf das schlimmste Schicksal. Er besaß ein ziemlich großes Ver-mögen, und dieses eignete sich der neue Sultan einfach an. Der Pascha war verschiedener Ver-gehen im Amte angeklagt und wurde in das Gefängnis gebracht, wo er bald darauf starb.

Hamil Efendi dagegen blieb im Dienst, aber mit seinen Vermögensverhältnissen sah es nun ungünstig aus. Er war auf sein Gehalt bei der Pforte angewiesen, und dieses Gehalt konnte lange genug auf derselben Höhe bleiben, denn mit der glänzenden Laufbahn Hamil Efendis war es nun allerdings vorbei. Aus dem Nach-lasz seines Vaters verblieben ihm und seiner Gattin nur ein kleines Landhaus mit Garten, eine wertvolle Einrichtung von Teppichen und einigem europäischen Mobiliar, ein kleiner Res-fervefonds, bestehend aus Edelsteinen und Gegen-ständen aus purem Gold, und endlich zwei Sklavinnen und ein Eunuch.

Hätte nun Hamil Efendi das ihm zustehende Gehalt von der hohen Pforte auch wirklich regel-mäßig bezogen, so wäre es ihm bei einiger Spar-samkeit doch wohl möglich gewesen, damit durch-zukommen. Marietta oder, wie sie jetzt hieß, Feridah-Hanum war nämlich eine vorzügliche Hausfrau und lebte mit ihrem Manne so glück-lich, daß er gar nicht daran dachte, von seinem Rechte als Muselman Gebrauch zu machen und Nebenfrauen zu nehmen. Er hatte sich ja auch bei seiner Verheiratung in Rom schriftlich verpflichtet, nie eine andere Gattin neben Ma-rietta zu haben. Feridah wirtschaftete auch viel sparsamer als die türkischen Frauen, die keine Wirtschaftlichkeit kennen und auch über den Wert des Geldes nicht genügend unterrichtet sind.

Trotzdem wollte es jedoch mit den Verhält-nissen Hamil Efendis und seiner Gattin nicht recht vorwärts gehen, ja es zeigten sich sogar Spuren von Rückschritt.

Der Vater Feridah-Hanums war inzwischen als Oberst gestorben, und seiner Familie war nur eine für so viele Köpfe viel zu kleine Pen-sion verblieben, solange die Mutter lebte. Feridah hatte in der ersten Zeit ihrer Ehe durch die Freigebigkeit ihres Schwiegervaters über recht viel Geld verfügt und davon an ihre ärmeren

• • Illustrierte Rundschau. • •

Generalfeldmarschall **Graf v. Waldersee** wurde bei der Rückkehr von seinem schwierigen Posten als Oberfeldherr der verbündeten Truppen in China im Hafen von Hamburg mit hohen Ehren empfangen. Der Reichspostdampfer „Gera“ ging, mit ihm und seinem Stabe an Bord, von Brunsbüchen die Elbe heraufkommend, unmittelbar an der Landungsbrücke von St. Pauli vor Anker. Während der Einfahrt in den Hafen winkte Graf Waldersee der am Ufer versammelten Menge, die ihn mit lauten Zurufen begrüßte, von Bord des Schiffes dankend zu. — Mit **Francesco Crispi**, der nach langem Leiden im 82. Lebensjahre in Neapel starb, hat Italien einen seiner bedeutendsten Staatsmänner verloren. Crispi wurde am 4. Oktober 1819 in Nibera auf Sizilien geboren, studierte in Palermo die Rechte, ließ sich daselbst als Advokat nieder und nahm im Jahre 1848 hervorragenden Anteil an der Erhebung gegen die Bourbonen, mußte nach Niedererschlagung der Revo-lution flüchten und lebte lange Jahre in England und Frankreich. 1859 kehrte er nach Piemont zurück, um fortan dem Hause Savoyen bei der Wiederver-einigung Italiens zu dienen. 1861 wurde er Mit-glied des italienischen Parlaments, 1876 Präsident des Abgeordnetenhauses, zweimal war er Minister des Innern, 1887 wurde er Ministerpräsident und Minister des Auswärtigen, eine Stellung, die er be-nutzte, um durch persönliche Besprechungen mit Bis-marck und Kalnoth den Dreibund noch enger zu knüpfen. Bis 1891 leitete er die Geschäfte Italiens, dann trat er zurück, um nach zwei Jahren das Staatsruhr abermals zu ergreifen, das er kraftvoll führte, bis er im Dezember 1897 infolge der Nieder-lage bei Adua gestürzt wurde. Seitdem ist er in der Öffentlichkeit nur noch wenig hervorgetreten. — **Ernst Matthias v. Köller**, der seit drei Jahren Ober-präsident von Schleswig-Holstein war, ist zum Staats-sekretär für Elsaß-Lothringen ernannt worden. v. Köller hat sich als Polizeipräsident von Frank-furt a. M. und als preussischer Minister des Innern bekannt gemacht und war auch bereits 1889 bis 1894 Unterstaatssekretär der Reichslande, die er daher genau kennt. — An seine Stelle als Oberpräsident von Schleswig-Holstein tritt **Freiherr v. Wil-**

Gesamtwert vieles abgegeben. Es that ihr also recht leid, jetzt nicht mehr die Wohlthäterin ihrer Familie sein zu können. Sie fürchtete nicht mit Unrecht, daß bei den unglaublichen Finanzverhältnissen der Türkei, in Folge deren die Beamten eigentlich fast gar kein Gehalt bezogen, ihre Verhältnisse immer schlechter werden würden.

Hamil Efendi hatte einen sehr ehrenvollen Posten im Dolmetscherbureau des Auswärtigen Amtes, einen Posten, den man nur tüchtigen und bewährten Leuten anvertraut. Aber leider konnten sich die Inhaber dieser Stellung in keiner Weise Nebenverdienst verschaffen, wie dies sonst in allen anderen Beamtenstellen möglich ist. Feridah-Hanum mußte deshalb daran denken, selbst Geld zu verdienen, um den häuslichen Verhältnissen aufzuhelfen. Sie hatte sich natürlich inzwischen in sehr vielen Harems bewegt und war mit den Verhältnissen in Konstantinopel genau vertraut geworden. Bei den Haremsdamen war sie allgemein beliebt wegen ihres Geistes, ihres Wises und ihrer europäischen Bildung. Spielte sie doch vortrefflich Klavier, wußte interessant von dem Leben der Frauen in Europa zu erzählen und kannte die Welt von einer Seite, die den im Harem Eingeschlossenen ganz fremd war. Sie besaß daher sehr viele Freundinnen, und im Laufe weniger Jahre hatte sie sich vollkommen in die türkischen Verhältnisse eingelebt.

Nach langem Überlegen faßte sie den Entschluß, sich zur Aufbesserung ihrer finanziellen Verhältnisse auf den — Sklavenhandel zu verlegen. Diese Absicht mag demjenigen, der in die türkischen Verhältnisse nicht eingeweiht ist, sonderbar erscheinen, wir wollen daher nicht unterlassen, zu versichern, daß unsere ganze Schilderung durchaus auf Thatfachen beruht.

Eines Tages kam eine alte Türkin Namens Fatmah-Hanum zu Feridah, weil sie zu diesem Besuch von einer anderen vornehmen Dame aufgefordert worden war. Mit Fatmah-Hanum hatte Feridah nun eine lange Beratung. Als dann der Efendi aus dem Kalem (Bureau) nach Hause kam und mit seiner Gattin ganz nach europäischer Weise das zum größten Teil von ihr selbst hergestellte Mahl einnahm, entwickelte sie ihm ihre Pläne. Hamil Efendi war entzückt von der Klugheit seiner Frau und ihrer Absicht, sich ein Taschengeld zu verschaffen, aus dem auch ein Notpfennig für den Haushalt erübrigt werden konnte.

Am nächsten Tage kam Fatmah-Hanum wieder und holte Feridah zu einer Fahrt nach Pera ab. Der Eunuch begleitete anstandshalber Feridah und ihre Führerin. In Pera gingen die Frauen in ein Haus, in welchem Händler aus Rumelien und aus der Gegend von Brussa mit tscherkessischen Mädchen handelten.

Die Tscherkessinnen sind in den Harems der türkischen Großen berühmt wegen ihrer Schönheit und der Lebhaftigkeit ihres Geistes. Fast alle berühmten Sultaninnen, vor allem die Sultannmütter, sind Tscherkessinnen ihrer Nationalität nach. Die meisten dieser tscherkessischen Mädchen machen in den Harems ihr Glück und bringen es zu Reichtum, Ansehen und großen Erfolgen. Es fehlen sich infolgedessen in ihrer Vergesamtheit alle Mädchen danach, in einen Harem zu kommen, und sobald ein tscherkessisches Mädchen zehn oder zwölf Jahre alt geworden ist, bittet und beschwört es seinen Vater, es auf den Markt nach Konstantinopel zu bringen oder an einen Zwischenhändler zu verkaufen.

Zu Hause genießt ja ein solches Wesen weder in seiner Jugend noch als Frau irgend welches Ansehen. Bei den Tscherkessen gilt nur der Mann, gilt nur der Krieger etwas, das Weib dagegen muß alle schweren Arbeiten verrichten, ist das Lasttier des Mannes, hat die ganze Sorge um die Familie, ist im Harem abgeschlossen und geht hier in Lumpen einher. Der Tscherkess verwendet das Geld, das er auf ehr-

liche oder unehrliche Weise verdient, in erster Linie für sich. Es wird also von allen tscherkessischen Müttern für ein wahres Glück gehalten, wenn ihre Töchter nach der Türkei verkauft werden, und die Mädchen selbst können den Augenblick kaum erwarten, wo ihr Vater sie an einen Unterhändler für tausend bis fünfzehnhundert Mark deutschen Geldes verkauft.

Die Händler bringen die Mädchen nach Konstantinopel in besondere Häuser, wo sie gut versorgt und behandelt werden. Die Verkäufer haben ferner Unterhändlerinnen an der Hand, welche — wie Fatmah-Hanum — den Damen, die sich mit der Erziehung der tscherkessischen Mädchen befassen, den Kauf der frisch eingetroffenen Mädchen vermitteln.

Ein solches tscherkessisches Mädchen kann nämlich nicht ohne weiteres in den Harem eines türkischen Würdenträgers oder eines reichen Mannes übergehen, dazu fehlt ihr jede Erziehung. Es beschäftigen sich daher vornehme Frauen, selbst die Gattinnen von Paschas, um sich einen Nebenverdienst zu verschaffen, damit, solche junge Mädchen anzukaufen, sie in ihrem eigenen Hause wie Töchter zu erziehen, und sie dann, wenn sie sechzehn bis siebzehn Jahre alt geworden sind, mit großem Nutzen wieder zu verkaufen.

Auch Feridah-Hanum hatte beschlossen, dies Geschäft dauernd zu betreiben. Sie hatte den größten Teil der Brillanten und Edelsteine aus dem Nachlaß ihres Schwiegervaters zu Geld gemacht und ging nun mit Fatmah-Hanum, die ihr gegen gute Bezahlung bei dem ersten Einkauf half, auf den Markt. Sie erhandelte zwei Mädchen von zwölf Jahren, Dschemalifa und Andelib, und zahlte für jede von ihnen an den Händler dreitausend Mark. Jetzt hatte sie ausreichende Beschäftigung: die jungen Mädchen mußte sie sorgfältig erziehen, und sie hatte auch die Muße dazu, denn ihre Ehe war bisher kinderlos geblieben. Hamil Efendi hatte das Recht gehabt, sich infolgedessen von ihr zu trennen, aber er liebte seine Frau, und vielleicht war es ihm ganz recht, daß nicht noch durch die Kosten für die Kindererziehung sein Haushalt belastet wurde.

Feridah-Hanum behandelte ihre beiden Sklavinnen ganz und gar wie Töchter, sie war liebevoll und freundlich gegen sie, und die Mädchen lohten ihr das mit Dankbarkeit und Zuneigung. Die Hanum unterrichtete ihre kleinen Sklavinnen im Türkischen, um ihnen eine gebildete Sprache beizubringen und um sie die rohen Ausdrücke, die sie aus den tscherkessischen Dörfern mitbrachten, verlernen zu lassen. Sie lehrte sie lesen und schreiben in türkischer und französischer Sprache, denn sie wußte ja, daß sie ihre Sklavinnen nur um so wertvoller machte, je mehr sie ihnen durch ihren Unterricht beibrachte. Ferner lehrte sie die Mädchen die Kunst, sich zu schmücken, sich zu putzen, sich interessant zu machen. Sie machte sie vertraut mit der türkischen Litteratur, mit den Meisterwerken der persischen und anderer orientalischen Schriftsteller, so daß die Mädchen bald in der Lage waren, nicht nur klug, sondern auch geistreich zu plaudern, denn an natürlichen Anlagen fehlte es ihnen nicht. Feridah unterrichtete sie endlich auch im Gesang, in dem Spielen der türkischen Saiteninstrumente, sie erteilte ihnen Unterricht auf dem Klavier, lehrte sie die Handstickerei und die Anfertigung aller der kunstvollen Arbeiten, mit denen die Haremsdamen sich die Zeit vertreiben; sie gab ihnen aber auch Unterricht in der Hauswirtschaft.

Feridah-Hanum hatte das Vergnügen, zu sehen, wie ihr Unterricht die wohlthätigen Folgen hatte. Die Mädchen lernten mit geradezu glänzendem Erfolg, sie glichen zwei wertvollen Brillanten, welche durch den Unterricht Feridah-Hanums geschliffen und zum höchsten Wert gebracht wurden. Der Lebensunterhalt für die beiden Sklavinnen war nicht allzu teuer, etwas

mehr kostete die Kleidung, denn die Mädchen mußten stets standesgemäß einhergehen, und auch für Schmuck mußte gesorgt werden. Aber diese Ausgaben konnte Feridah von ihren Ersparnissen bestreiten. Wenn die Freundinnen aus den anderen Harems sie zu besuchen kamen, konnte sie ihnen mit Stolz ihre beiden Zöglinge vorführen, welche durch ihre Kenntnisse, ihre Klugheit, ihre Schönheit das größte Aufsehen bei allen erregten.

Geschiedt benutzte Feridah ihre Hausfreundinnen dazu, um für ihre Sklavinnen Reklame schlagen zu lassen. Schon lange, bevor sie noch daran dachte, die beiden Mädchen weiterzuverkaufen, galten diese in den Harems der Würdenträger in Konstantinopel geradezu für „Wundertiere“, und nicht nur die Frauen wußten davon, sondern auch die Männer.

Als die Mädchen zwei Jahre Unterricht genossen und das vierzehnte Jahr erreicht hatten, kaufte Feridah-Hanum noch zwei neue tscherkessische Sklavinnen, Aniser und Frenkistu, beide zwölfjährig, tadellos gesund und bildhübsch. Der Unterricht der neu gekauften Mädchen wurde ihrer Erzieherin jetzt bedeutend leichter, denn sie hatte an den älteren Zöglingen eifrige Mithelferinnen. Dschemalifa und Andelib waren stolz darauf, ihren Landsmänninnen, die frisch aus der Heimat nach Konstantinopel kamen, etwas von ihrem Wissen und Können beizubringen. Die Freundinnen Feridah-Hanums rührten unterdes die Reklametrommel für die „Wundertiere“, welche Ferida erzog. Dschemalifa und Andelib waren mit fünfzehn Jahren voll erblühte Schönheiten.

Eines Tages wurde Feridah-Hanum eine große Ehre zu teil. Es kam eine Abgesandte des Sultanin-Balideh, das heißt der Mutter des regierenden Sultans, zu ihr, um mit ihr wegen des Ankaufs einer Sklavin zu verhandeln. Es ist nämlich Sitte, ja sogar Befehlsvorschrift, daß die Sultaninmutter am fünfzehnten Tage des Ramasan, des Fastenmonats, ihrem Sohn, dem regierenden Sultan, eine Sklavin in den Harem schenkt, die natürlich etwas „ausgesucht Feines“ sein muß.

Die Verhandlungen nahmen guten Fortgang, die Sultanin-Balideh erwies Feridah-Hanum selbst die Ehre, sie zu besuchen, und kaufte ihr Dschemalifa für den Preis von zwölftausend Mark deutschen Geldes ab.

Der Wert Dschemalifas hatte sich also in Zeit von mehr als drei Jahren der Erziehung vervierfacht. Die Sultanin-Balideh war entzückt über die Leistungen Dschemalifas und überzeugt, daß sie bei ihrem Sohne es zum Range einer Sultanin bringen würde. Dschemalifa that es zwar leid, von ihrer bisherigen Herrin und Erzieherin zu scheiden, aber sie war doch außer sich vor Glück über die Ehre, die ihr widerfuhr. In den Harem des Sultans zu kommen, gilt nämlich für das Höchste, was eine derartige tscherkessische Sklavin erreichen kann. Sie darf dann nicht mehr weiterverkauft werden. Findet sie Gnade vor den Augen des Sultans, so kann sie selbst Sultanin und damit der höchsten Ehren teilhaftig werden. Wenn sie aber auch nicht dahin gelangt, so hat sie doch noch Aussicht, vielleicht die Gattin eines Prinzen oder von dem Sultan als Gattin an einen der höchsten Würdenträger verschenkt zu werden. In allen Fällen ist dann diese ehemalige tscherkessische Sklavin viel besser daran als jede andere mohammedanische Frau. Sie darf launenhaft sein und selbst den Gatten quälen und ärgern. Wer er auch sei, er darf ihr nicht schroff gegenüber treten, denn seine Frau ist ein Geschenk des Sultans, und wenn sie sich bei diesem beschwerte, würde es dem Gatten gar übel gehen. Im Gegenteil, der Gatte schmeichelt und huldigt seiner Frau, selbst wenn er sie nicht lieben sollte, über alle Maßen, denn sie hat immer noch Verbindung

mit dem kaiserlichen Harem, gehört gewissermaßen zur Verwandtschaft des Sultans und kann dem Gatten außerordentlich durch Fürsprache nützen.

Auch Andelib wurde ein Vierteljahr später für den Preis von elftausend Mark an Rifaas Pascha verkauft. Feridah-Hanum hatte also mit den beiden ersten Sklavinnen ein glänzendes Geschäft gemacht. Sie kaufte jetzt sofort vier neue zu den zwei noch vorhandenen, die jetzt auch schon einen zweijährigen Kursus hinter sich hatten, und trieb von da ab den Handel gewerbsmäßig. Ihre Zöglinge wurden stets außerordentlich gerühmt und machten alle eine glänzende Karriere.

Feridah-Hanum bekam einen Ruf nicht nur als Erzieherin in Konstantinopel, sondern selbst in der Heimat der tscherkessischen Mädchen.

Schrieben doch diese nach Hause von ihrem Glück, von der guten Erziehung, die sie bei Feridah-Hanum genossen, und von der Karriere, die sie durch diese gemacht hatten. Dies hatte zur Folge, daß Feridah-Hanum direkt durch Unterhändler Sklavinnen in ihrer Heimat aufkaufen konnte und dadurch sich beim Einkauf bedeutend billiger stand, als wenn sie von den Händlern in Konstantinopel ihren Bedarf entnahm.

Heute ist Feridah-Hanum eine reiche Frau. Sie hat ihre eigene Equipage, ist mit allen Feinheiten des Geschäftes vertraut, und ihre Einnahmen sind staunenswert groß. In ihren Büchern findet man ganze Seiten von Namen der Sklavinnen mit Angabe des Einkaufs- und Verkaufspreises. Sie hat glänzende Geschäfte

nach Ägypten, nach Tunis und nach der ganzen asiatischen Türkei gemacht.

Sie versteht aber auch das Geschäft aus dem Fundament. Sie wartet nicht nur, bis Käufer kommen, sondern sie weiß auch, wie man trotz der Vorschriften des Korans hübsche Mädchen öffentlich zeigt. Sie fährt täglich nachmittags mit den beiden schönsten ihrer Sklavinnen in ihrem europäischen eleganten Wagen durch Konstantinopel und ist nach den Vorschriften des Korans tief verschleiert. Auch die beiden Mädchen, die auf dem Rücksitz der Kutsche sitzen, sind verschleiert, aber die Schleier sind so dünn, daß kein Zug ihrer Schönheit verborgen bleibt.

Man kennt in ganz Pera und Stambul die Equipage der Feridah-Hanum, und der in gold-

Humoristisches.



Fatal.

Gast: Bringen Sie ein Schnitzel.
Kellnerin: Bedauere, sind getrichen.
Gast: Dann bitte ich um Schnitten.
Kellnerin: Ist alles getrichen.
Gast: Also — dann bringen Sie ein Butterbrot.
Kellnerin bringt das Gewünschte, der Gast sieht's an und sagt: So — das ist wenigstens beinahe nicht getrichen.



Wozu steht der Posten?

Ein Einjährig-Freiwilliger steht auf dem Wachtposten vor der Wohnung des Generals; inzwischen tritt das neue Dienstmädchen des Generals auf ihn zu mit der Frage: Sie, Infanterist, war schon die Milchfrau da?

Posten: Das weiß ich nicht.
Dienstmädchen: Ja, warum stehen Sie denn nachher da?

strotzende Livree gekleidete schwarze Eunuch, der neben dem Schlag reitet, kann es verraten, wie lukrativ diese Spazierfahrten sind. Schon Dutzende von reichen Paschas und Prinzen haben sich in die Begleiterinnen Feridah-Hanums, die sie auf der Fahrt wiederholt fassen, verliebt, und wenn solche Käufer dann zu Feridah-Hanum kommen, um ihr eine Sklavin abzunehmen, macht sie hohe Preise, ganz genau, wie der europäische Händler sofort einen „Liebhaberpreis“ fordert, sowie er sieht, daß ein Käufer gerade auf ein besonders schönes Stück erpicht ist.

Hamid Efendi ist noch immer nicht avanciert, er bezieht sein Gehalt sehr unregelmäßig, aber er wird nächstens seine Stellung aufgeben und wahrscheinlich mit seiner Frau, die ein Vermögen erworben hat, nach Europa gehen, um dort als Rentier seine Tage zu beschließen. Niemand wird dann in der noch immer hübschen, interessanten türkischen Dame eine Sklavenhändlerin vermuten.

So wie sie machen es viele vornehme türkische Damen, sie haben nur nicht das Geschick und die Kenntnisse, um derartige Zöglinge zu erziehen, wie dies Feridah-Hanum thut, und infolgedessen erzielen die Damen auch nicht so hohe Preise. Ländlich — fittlich!

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 38.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 36:

Was dir geschenkt, sieht Gott nicht an, nur das, was treue Kraft gewann.

Logogriff.

Mit S es rührig sich bewegt,
Mit D meist lang zu sein es pflegt,
Mit S hat manches Schwein es nur,
Mit S liegt es in Schlesiens Flur,
Mit E fehlt Spannung es voraus,
Mit W steht man's an jedem Haus.

Auflösung folgt in Nr. 38.

Auflösungen von Nr. 36:

des Schiebe-Rätsels:

S	C	H	W	E	D	E	N
S	A	H	A	R	A		
K	R	Ö	S	E	S		
E	I	S	E	N	A	C	H
W	E	I	Z	E			
S	C	H	A	K	A	L	O
			F	L	O	T	O
L	A	R	I	S	S	A	
E	M	M	E	R	I	C	H
B	A	U	M	B	A	C	H
			T	E	H	E	R
							N

„Was sich liebt, das neckt sich“;

der zweifelhafte Charade: Rheingold.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.